



Das Sinfonieorchester Meilen zu Gast in China: Konzerte in festlich geschmückten Sälen (auf dem Plakat die Berner Altstadt), Fahrten durch arme Gegenden (im Bild: um Huaiji, Südchina). Bilder: Markus Schneider

Wo klassische Konzerte exotisch sind

Das Sinfonieorchester Meilen reiste für eine Konzerttournee nach China. Die Musiker trafen auf ein anderes Publikum als in der Schweiz: Während der Konzerte wird hemmungslos gegessen und telefoniert. Erlebnisbericht des dritten Cellos.

MEILEN – Anfang Januar, irgendwo in Südchina. Die Strassen sind übersät mit Schlaglöchern, und je länger die Fahrt dauert, umso armseliger werden die Häuser. Es ist unvorstellbar, dass es in dieser Gegend ein Hotel gibt, geschweige denn einen Konzertsaal, in dem die 65 Musikerinnen und Musiker des Sinfonieorchesters Meilen ein Konzert geben könnten.

Vier Stunden später kommen wir in Huaiji an, eine Stadt in der Provinz Guangdong. Die chinesischen Fahrer der beiden Cars biegen ab, halten vor einem palastartigen Hotel, die durchgeschüttelten Musiker packen ihre Instrumente und steigen aus. Der Kontrast könnte kaum grösser sein. «Es ist in China wichtig, das Gesicht zu wahren», sagt Hong Stauffacher, die das Orchester angefragt und die Tour organisiert hat (siehe Text unten). «Auch in armen Gebieten werden repräsentable Häuser gebaut, damit die

Leute zeigen können, dass sie etwas Schönes haben.» In Huaiji ist dies unser Hotel. Am Abend gibt die Regierung des Bezirks hier ein Bankett. Auf die drehbare Platte in der Mitte des Tisches wird reich aufgetragen: scharfes Pouletfleisch, dessen Knöchelchen die Chinesen essen oder ausspucken, Gemüse und gelartige Suppen. Kneifen gilt nicht, denn an den runden Tischen sitzen neben Orchestermitgliedern jeweils ein Vertreter der Regierung und eine Dolmetscherin. Unsere Übersetzerin ist 23-jährig und kommt aus Peking. Sie ist nicht gern in die Provinz gekommen: «Hier ist fast nie etwas los.» Doch sie muss noch vier Jahre ausharren: «So hat es die Universitätsleitung in Peking bestimmt.»

Interviews und Autogramme

Huaiji ist die letzte Station unserer Chinareise. Das Orchester, das vor allem aus Laienmusikern besteht, ist

am 26. Dezember nach Peking geflogen. Nächste Station war Guangzhou (Kanton). Der Flug dauerte so lange wie jener von Zürich nach Moskau. Von Guangzhou aus ging die Reise mit dem Car weiter in verschiedene Provinzstädte. Übermorgen werden wir wieder zurückfliegen – nach fünf Konzerten, insgesamt 10000 Zuhörern und 2000 zurückgelegten Kilometern.

Am nächsten Abend, wenige Sekunden vor Konzertbeginn. Die Instrumente sind gestimmt, still wartet das Orchester auf den Dirigenten. Er kommt, verbeugt sich vor dem Publikum und hebt seinen Stab. Doch ruhig wird es deswegen nicht: Die Konzertbesucher reden miteinander, telefonieren, essen oder spazieren herum. Genau so hat sich auch das Publikum in der Millionenstadt Guangzhou verhalten. An Wertschätzung fehlt es aber nicht: Dirigent Kemal Akçağ und Solist Alexandre Dubach müssen nach jedem Konzert Interviews geben und werden um Autogramme gebeten.

Einfache Leute sind nicht im Publikum. Denn in China kommen die Konzertбилетте nicht in den freien Verkauf. Hong Stauffacher fragte

die Städte an, ob sie an einem Neujahrskonzert eines Schweizer Orchesters interessiert seien. Wenn ja, wurde es vom städtischen Kulturdepartement organisiert und von einem lokalen Geschäftsmann bezahlt.

Nur für Parteitreue gespielt

Dieser private Sponsor kam für die Konzerthalle auf, aber auch für Übernachtung, Verpflegung und Transport des Orchesters. Je nach Stadt kostete dies laut Hong Stauffacher zwischen 5000 und 10000 Schweizer Franken. «Diese Geschäftsleute zahlen, weil man sich in China nichts erarbeiten kann ohne andere Leute», sagt sie. «Die Unternehmer sind auf gute Beziehungen zu den Behörden angewiesen. Wenn diese ihm nun bedeuten, dass sie gern ein Neujahrskonzert organisieren würden, dann muss er bezahlen.» Die Stadtregierung verteilt dann die Tickets. Dafür kommen aber nur Personen in Frage, die der Regierung und der kommunistischen Partei angehören oder nahestehen.

Für das Gelingen des Konzerts ist das Kulturdepartement verantwortlich. Um sicherzugehen, besuchte ein

Abgeordneter aus Huaiji ein vorausgehendes Konzert. Weil es ihm zu langweilig erschien, wurden zwei Stücke kurzerhand aus dem Programm gestrichen. Was für das Orchester eine spannende Reise war, könnte für ihn schlimm ausgehen: Wenn das Konzert der Regierungsvertretung nicht gefällt, könnte er seine Stelle und damit auch seine Wohnung verlieren.

Alle Ouvertüren sind gespielt, das Konzert ist zu Ende. Der Applaus schwillt rasch an und flaut schnell wieder ab. Trotzdem hebt der Dirigent seinen Stab wieder hoch. Leise beginnen die Violinen mit dem chinesischen Volkslied «Jasmina», unserer Zugabe, die nicht auf dem Programm steht. Ein Raunen geht durchs Publikum. Die sehnsüchtige Musik erfüllt den Raum und verklingt. Alle schauen auf die Regierungsmitglieder, die in der vordersten Reihe sitzen. Diese stellen langsam ihre Teegläser ab. Einer springt strahlend auf, klatscht begeistert, und fast augenblicklich steht der ganze Saal. Die Gesichtszüge des Abgeordneten, der für unser Konzert verantwortlich ist, entspannen sich erst jetzt.

IKATHARINA BAUMANN



Hong Stauffacher vermittelt seit Jahren zwischen den beiden Kulturen. Bild: wue

Von der Tänzerin zur Kulturmanagerin

Vor 18 Jahren verliess Hong Stauffacher China. Heute bringt sie westliche Musik in ihr ehemaliges Heimatland.

ZÜRICH – Shaoguan, Südchina, 30 Minuten vor Konzertbeginn. In der Frauengarderobe ziehen sich die Musikerinnen um und stimmen ihre Instrumente. Trotz der sechsständigen Carfahrt und den ungeheizten, kalten Räumen macht sich Vorfreude auf das zweitletzte Konzert breit. Dann öffnet Hong Stauffacher, die Organisatorin der Reise, die Tür: «Alle müssen den Raum verlassen, die Stadtregierung braucht ihn kurz.» Jetzt schlägt die Stimmung um, Unmut herrscht. Nachdem auch die letzten unwillig die Garderobe verlassen haben, treten sechs Männer ein. Erst wenige Augenblicke vor dem Konzert kommen sie wieder heraus, hastig holen die Frauen ihre Instrumente und eilen auf die Bühne.

Für Hong Stauffacher war das ein schwieriger Moment: «Die Schweizer verstanden die Chinesen nicht – und umgekehrt», sagt sie heute. Die Situation war delikat: Der Geschäftsmann,

der das Konzert zahlte, wollte kurz mit dem Bürgermeister sprechen. Dafür brauchte er diesen Raum – doch er informierte sie erst eine Stunde vor dem Konzert. «Ich sagte, das geht nicht, die Leute ziehen sich darin um.» Doch er bestand darauf und drohte: «Wenn du das nicht organisierst, bezahle ich nichts.» Die Vertreter des Kulturdepartements wurden nervös, denn wegen eines abgesagten Konzerts könnten sie ihre Stelle verlieren.

Hong Stauffacher steht seit Jahren zwischen den beiden Kulturen. Als 23-Jährige lernte sie in Peking ihren Ehemann kennen, einen Schweizer, der in China für die Uno tätig war. Seit 1990 lebt sie mit ihm in Europa, vor vier Monaten zogen sie mit ihrem neunjährigen Sohn von Genf nach Zürich, in eine Wohnung direkt beim Lindenhof. Nein, sie möchte nicht mehr in China leben, sie brauche zwei Heimat: «Es ist sehr schön hier.» Der Hauptunterschied zwischen Europa und China sei, dass die Europäer sich als Individuen verstehen. «In China hängt man immer von anderen Personen ab. Die Beziehungen zu anderen Menschen sind dort verbindlicher», sagt sie.

Hong Stauffacher wuchs während der Kulturrevolution (1966–1976) in Peking auf. Ihr Vater arbeitete für das Handelsministerium, wurde damals aber gezwungen, aufs Land zu ziehen. Hier wurde er von den Bauern in der Landwirtschaft unterrichtet – demütigend für ihn und beängstigend für die Familie, die nicht wusste, ob und wann er wieder heimkehren würde.

«Die Mutter sahen wir nie»

Die Mutter arbeitete als Buchhalterin. Sie wurde verdächtigt, dass ihre Ansichten nicht jenen der Partei entsprachen. Sie musste die Tage im Parteibüro verbringen und schriftlich genau festhalten, was sie in bestimmten Lebensabschnitten gemacht hatte. Und immer fanden die Parteichefs Rechtfertigung oder Passagen, die zu wenig selbstkritisch waren; so musste sie bis spät abends weiterschreiben. «Wir sahen sie praktisch nie», sagt Hong Stauffacher. In ihrem ganzen Wohnblock gab es keine Erwachsenen mehr. Sie und ihre Geschwister blieben zu Hause, der Schulunterricht fand erst wieder statt, als sie fünfzehn Jahre alt war. Dann kehrte auch ihr

Vater nach Hause zurück. Die Zwischenzeit nutzten die Kinder für den Sport: Hong Stauffacher wurde zur halbprominellen Schwimmerin, und ab 1971 besuchte sie die von Maos Ehefrau Jiang Qing gegründete Kunsthochschule für Ballett.

Sie war als Tänzerin tätig, als sie 1980 ihren Ehemann kennen lernte. Als 1989 die Studentenunruhen begannen, die am 4. Juni im Massaker am Platz des Himmlischen Friedens gipfelten, wurde es für sie gefährlich: «Die Polizei fragte mich, warum ich Ausländer kannte, was ich genau machte, welche Beziehungen ich hatte.» Am 7. Juni reiste sie in die Schweiz: «Alle Ausländer verliessen China, die Stimmung war angespannt, wie wenn gleich ein Krieg ausbrechen würde.»

In der Schweiz lernte sie Modern Dance, war Mitglied einer Gruppe und tanzte auch Solos. Wegen Verletzungen musste sie 2002 den Tanz aufgeben. Seither organisiert sie Orchesterreisen durch China. Ihr nächstes Projekt: Sie holt für die Weltausstellung, die 2010 in Schanghai stattfinden wird, typische Schweizer Musik nach China.

IKATHARINA BAUMANN